

Das Abschiedsgeschenk

Autor(en): **Reinhart, Josef / Gusset, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **78 (1952)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-491362>

Nutzungsbedingungen

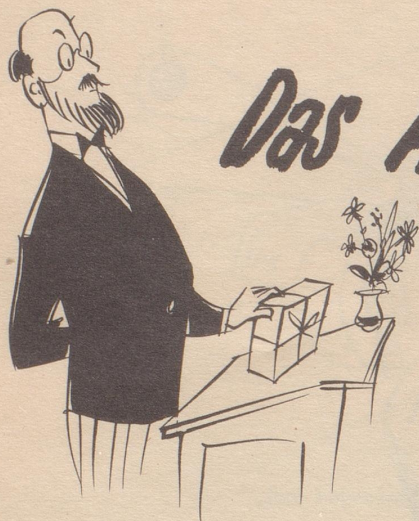
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

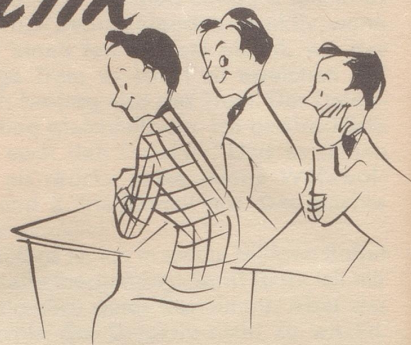
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Abschiedsgeschenk

JOSEF REINHART



Zeichnung von Paul Gusset

Er war nur Rechnungslehrer. «Nur», so dachten die Schüler, die nun schon in den Verbindungen als Spiefüchse ihre Bierburschen, oder wie sie sagen, ihre Alten gewählt hatten, die ihnen ihre Bücher liehen, worin die Dichter über die verborgene Welt und namentlich über diejenigen urteilen, die schuld sind an der ganzen Verrücktheit. Diese Schüler waren eine sehr vorgerückte Klasse, die Konzerte mit moderner Musik besuchte und die über Mozarts Süßlichkeit lächelte. Sie lobten den Mut der Surrealisten. Meistens waren alle in den Ferien mit den Eltern im Auto auf einer Auslandsreise, und sie hätten sich gehütet, aus Italien eine Karte mit einem Bilde von Raphael nach Hause oder an eine Mitschülerin zu senden. So auch die Mädchen, wenn sie nicht eben einem in Basel oder Zürich gastierenden Star nachreisten.

Diese Schüler sagten unter sich, es sei eine verfluchte Plage, noch zur Schule gehen zu müssen, da man doch nur verstaubte Schaustücke aus einer abgestandenen Zeit vorgesetzt bekomme. Auch die Schullektüre der guten Klassiker vermochte nur noch ein herablassendes Lächeln zu erreichen, wenn sie sich nicht gerade dazu bereit erklärten, den Deutschlehrer auf die Unwahrscheinlichkeiten in der Charakterdarstellung eines «Nathan» aufmerksam zu machen: Die alten Lehrer waren doch wirklich komische Kläuse, besonders diejenigen, die etwa noch wagten, das Ergebnis einer Klausur in das bewußte schwarze Notenbüchlein einzutragen. Also auch der Mathematiklehrer. Er war eben nicht mehr jung, und ein graugesprenkelter Kinnbart scheint heute weniger als zu frühern Zeiten ernste Autorität

oder Verehrung zu sichern, besonders, wenn der Inhaber noch die Gewohnheit hat, die Rechnungshefte nach Sauberkeit und Lesbarkeit der Zahlen zu prüfen. Kurz, unser Rechnungslehrer mußte mehr als einmal in der Woche gewahren, daß gewisse Anordnungen, wie etwa die der übersichtlichen Darstellung der Lösung oder gar die genaue Schreibung der Gleichheitszeichen, mit schräg lächelnden Blicken, verhaltenem Lachen befolgt wurden. Zudem verstieg er sich gar dazu, gewisse Tatsachen der Mathematik als Beweise übersinnlicher Weisheit zu preisen oder gar von göttlichen Geheimnissen der Zahlen zu sprechen. Das alles gab ihm das Ansehen eines Menschen, den man heute etwa als Klaus bezeichnet.

So kam endlich der ersehnte Tag heran, da die Klasse zum letzten Male bei diesem Rechnungslehrer Gleichheitszeichen malen mußte. Und da geschah denn das Unerwartete, daß dieser Lehrer beim Eintritt in die Klasse ein großes Paket auf seinem Pulte vorfand, dem Aussehen nach ein Buchgeschenk. Sichtlich erfreut, den Kinnbart streichend, hielt er eine kleine Rede an die Schüler, worin er davon sprach, daß Dankbarkeit auch heute noch eine Eigenschaft der Jugend sei.

Eben wollte er dann das Schlüsselbund ergreifen, da welkte das Lächeln auf seinem Gesicht; nach einem Blick auf einen der Schüler schien er sich auf etwas zu besinnen, die Augen wurden dunkler. Er griff nach dem Taschenmesser, legte es wieder hin und fing an, behutsam den Knoten der Schnur zu lösen.

Und dann kam es zum Vorschein. Es war ein Telefonbuch vom vorigen Jahre. Eine kurze Weile schaute der Lehrer dieses seltsame Geschenk an, hob die linke Hand, wie um ein lästiges Insekt abzuwehren. Dann ging er mit dem Buche zwischen die Bänke, zog behutsam ein Blatt nach dem andern aus dem

Bande und legte jedem der verdutzten Schüler eines auf den Platz. Es war still im Schulzimmer, die Knaben beugten sich über die Bank, die Mädchen schielten einander fragend an. Der Lehrer legte den Rest des Buches auf den Tisch, und so, als ob er der Stunde noch einen letzten, vorher vergessenen Gedanken anfügen müßte, sagte er: «Ihr habt mir eine Freude bereitet, die Enttäuschung rechne ich euch nicht an. Ich will nur noch ein letztes Wort beifügen. Schaut euer Blatt an: Tausend Namen, tausend Zahlen, Straßen, Hausnummern, alles findet ihr geordnet. Jemand suche nach einem Fehler, einem Versehen, umsonst, alles in Ordnung! Alles zuverlässig, kein Fehler! Menschen, auf die man zählen kann! Nehmt das Blatt nach Hause, ihr findet unter den Namen und Zahlen Menschen, die jede Stunde daran denken, für uns, für die andern zu arbeiten, zuverlässig, sorgfältig, alles in Ordnung!

Und das war es, was ich euch noch sagen wollte, das ist alles: Treue im Kleinen!»

Er nahm den Hut, nickte gegen die Klasse zurück, und die Schüler hörten noch, wie des Lehrers Schritte im langen Gang verhallten.

Die Frau des Rechnungslehrers hat am selben Abend noch erzählt, daß ihr Mann zum Abschied reich beschenkt worden sei. Der Zuckerbäcker habe einen großen Kuchen ins Haus gebracht, und sie zeigte einer Nachbarin die Karte, worauf zu lesen war:

«Die dankbaren Schüler ihrem Lehrer zum Abschied.»

Und sie sagte zu ihrem still lächelnden Manne: «Siehst du, das Sprichwort vom Undank gilt doch nicht mehr!»